

(Nachdruck verboten.)

22] Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Herzö. Uebersetzt von Mathilde Mann.

Pelle wollte gern Bedenkzeit bis zum nächsten Tag haben. „Was wollen Sie sich noch bedenken? Man soll sich nicht zubiet bedenken, unsere Zeit erfordert Handeln. Das Berufliche ist ja, wie gesagt, nicht die Hauptsache, ich habe hauptsächlich Verwendung für eine Autorität. Sie werden mit anderen Worten mein Vertrauensmann. — Nun ja, dann komme ich also morgen Ihre Antwort.“

Pelle ging langsam nach Hause. Er wußte nicht, warum er Bedenkzeit verlangt hatte, die Sache war ja abgemacht. Wollte man sein Heim gemütlich gestalten, mußte man auch die Folgen hinnehmen und durfte nicht austreifen, wenn sich zum erstenmal eine Aussicht zeigte, es ein wenig traulicher für Frau und Kinder zu gestalten. — Jetzt war er also Hofhund für seine Genossen.

Er ging über den Königsneumarkt und durch den belebtesten Stadtteil. Hier drinnen war es hell und festlich, die Bogenlampen hingen wie eine Reihe spähender Lichtvögel über dem Asphalt; von Zeit zu Zeit schlugen sie mit den Flügeln, um sich schwebend zu erhalten. Es war, als legten sie die Finsternis der Nacht hernieder, große Schatten flatterten durch die Straßen und verschwanden. In den engen Seitengassen stand die Dunkelheit und sah mit aufgesperrem Mund und Augen in den Lichtglanz hinein, aufdringliche Laute drangen von dort heraus: Dirnenlachen, das einsame Weinen eines Kindes, das endlose Keifen eines unterdrückten Weibes. Aber die Leute lustwandelten, ruhig plaudernd, zu zweien über den Asphalt und genossen die beginnende Kälte.

Aus den großen Cafés schallte Musik, sie waren überfüllt; die Leute saßen dicht zusammen, jeder in seinem kleinen geschlossenen Kreis und sahen aufgeräumt und gemütlich aus. Auf dem Tisch zwischen ihnen stand der Kühler mit der Champagnerflasche, die schräg nach oben zeigte, als wolle sie ihnen selbst den Himmel herabschießen. Wie sie ihres Daseins sicher schienen! Ahnten sie etwa nicht, daß sie auf einer dünnen Kruste saßen, die Hölle der Armut dicht unter sich? Oder war das vielleicht der Grund, weshalb sie so leichtsinnig waren? Heute dir, morgen mir! Sie hatten sich vielleicht damit ansgeföhnt und nahmen, was sie kriegen konnten, ohne allzu gewissenhaft dem heiseren Protest der Hinterstraßen zu lauschen.

Draußen auf dem Rathausplatz unter einem der elektrischen Ständer stand ein Mann und verkaufte Zeitungen. „Fünf Öere, wenn Sie übrig haben, sonst kostet es nichts!“ sagte er und steckte Pelle eine Zeitung zu. Er war bleich, hatte einen dunklen Vollbart und tiefe Schatten unter den Augen; es sah so aus, als trage er ein inneres Leiden mit sich herum, das ihn langsam verzehrte. Pelle starrte ihn an, das war je Peter Drejer, sein Lehrkamerad von daheim!

„Gehst Du hier herum und verkaufst Zeitungen?“ rief er verwundert aus und reichte ihm die Hand.

Peter Drejer grüßte still wieder. Er hatte denselben schwermütigen, nach innen gewendeten Ausdruck wie damals, als Pelle ihn auf der Manfarde in der Jägerstraße traf, sah aber noch verjonnener aus.

„Ja, ich bin Zeitungsansträger geworden,“ sagte er, „aber nur nach Feierabend. Es ist ein kleines Blatt, das ich selbst schreibe und drucke; vielleicht tut es Dir gut, es zu lesen.“

„Wovon handelt es denn?“

„Von Dir und mir.“

„Es ist wohl anarchistisch?“ sagte Pelle und betrachtete den Titel des Blattes. „Du warst so sonderbar, als ich Dich das letzte Mal traf.“

„Nun, Du kannst es ja lesen. — Bitte schön, fünf Öere, wenn Sie's übrig haben — sonst gratis!“ rief er und steckte den Vorübergehenden ein Exemplar zu. Da stand ein Schutzmann in einiger Entfernung und beobachtet ihn, er näherte sich in kleinen Ruden.

„Du stehst scheinbar unter Aufsicht,“ sagte Pelle und machte ihn auf den Schutzmann aufmerksam.

„Daran bin ich gewöhnt! Ein paar Mal haben sie mein harmloses kleines Blatt mit Beschlag belegt.“

„Na, dann wird es wohl nicht so ganz harmlos gewesen sein?“ meinte Pelle lächelnd.

„Ich rate den Leuten nichts weiter, als selbständig zu denken.“

„Der Rat kann auch gefährlich genug sein, falls er befolgt wird.“

„Ach ja. Das Gemeine ist, daß mich die Polizei in meinem Beruf schädigt. Sobald ich Arbeit bei einem Meister bekommen habe, kommt sofort ein Schutzmann und stellt es ihm anheim, mich zu verabschieden. Nun, das ist ja die gewöhnliche Taktik des Bestehenden! Man führt den Stoß nach dem Wagen, das pflegt bei unsereinem nämlich das Herz zu sitzen.“

„Dann wird es Dir wohl schwer, Dich durchzuschlagen,“ meinte Pelle.

„Ach, es geht. Von Zeit zu Zeit steckt man mich auch einmal ein ohne gefekmäßige Begründung; und wenn einige Zeit vergangen ist, werd' ich wieder losgelassen, das eine ebenso unmotiviert wie das andere. Man hat den Kopf verloren, das gereicht einer Maschinerie, die doch ausschließlich im Gange gehalten wird, um uns hier unten zu knechten, nicht gerade zum Lob. Ich habe ein Gefühl, daß man mich gern aus dem Wege räumen würde, wenn sich das machen ließe; aber das Land ist ja nicht groß genug, um jemand darin verschwinden zu lassen. Aber jetzt will ich nicht länger das gejagte Tier spielen. Obwohl ich unsere Gesetze verachte, die nichts weiter sind als eine Maskierung brutaler Macht, gebe ich sehr sorgfältig acht, auf der rechten Seite zu sein. Und wenn man trotzdem wieder Gewalt gegen mich gebraucht, so werde ich mich nicht darin finden.“

„Das Verhältnis ist so ungleich,“ sagte Pelle und sah ihn ernsthaft an.

„Niemand braucht sich in mehr zu finden, als er selbst will! Aber hier bei uns zu Lande fehlt etwas, die äußerste Konsequenz von uns selbst, die Selbstachtung. Darum schikaniieren sie uns nach Gutdünken.“

Sie gingen zusammen zur Stadt hinaus. Auf dem Bürgersteig vor einem der großen Cafés stand ein blutarmes Weib mit einem kleinen Kind auf dem Arm, sie bot ein paar jammervolle Stengel feil, die Blumen vorstellen sollten. Peter Drejer machte eine stumme Bewegung vor ihr hinüber nach dem Publikum des Cafés, sein Gesicht verzerrte sich.

„Ich habe nun nichts dagegen, daß Menschen ihr Dasein genießen,“ sagte Pelle. „Im Gegenteil, es freut mich, zu sehen, daß noch einige glücklich sind. Ich hasse das System, nicht aber die Menschen. Das einzige wären etwa die, die uns allen nichts gönnen und erst so recht bei dem Gedanken genießen, daß andere dasitzen und Mangel leiden.“

„Und meinst Du, daß jemand da drinnen sitzt, der anderen allen Ernstes etwas gönnt? Glaubst Du, daß einer von ihnen sagt: ich bin so glücklich gestellt, im Jahr 25 000 Kronen zu verdienen, mehr als die fünftausend darf ich nicht gebrauchen, der Rest kommt den Armen zu? Nein, nun sitzen sie da und schimpfen den armen Mann aus, während sie den Ueberfluß seines Daseins verprassen; die Männer machen die Arbeiter schlecht und die Frauen und Dienstmädchen, jetzt geht's aus einem überfüllten Wagen über sie her. Geh mal hinein und lausch zwischen den Tischen: die Armen sind dreckig, unzuverlässig, undankbar, trotz allem, was man für sie tut, selbst schuld an ihrem Elend. Das würzt wohl einigen das Fest, andere betäuben ihr schlechtes Gewissen damit. Und alles das, was sie genießen, hat der Arme doch hergestellt, selbst das ausgefeilteste Raffinement hat seine schmutzigen Hände passieren müssen und schmeckt pikant nach Schweiß und Hunger. Sie nehmen es als etwas ganz Selbstverständliches hin, daß es so ist, verwundert sie nicht einmal, daß da nie etwas geschieht, zum Dank für gute Behandlungen, eine kleine herbe gefegnete Mahlzeit, eine Vergüstung zum Beispiel. Stell Dir nur vor, daß tagtäglich Millionen Arme damit beschäftigt sind, Lederbissen für die Reichen herzustellen, und niemals fällt es einem von ihnen ein, sich zu rächen, so gutmütig sind sie! Das Kapital schläft buchstäblich mit dem Kopf in unserem Schoß und schlägt uns im Schlaf. Aber wir schneiden ihnen nicht die Kehle ab!“

Bei der Viktoriastraße blieben sie stehen. Der Schutzmänn war ihnen gefolgt und stand gleichzeitig auf der anderen Seite der Straße still. Belle machte seinen Begleiter darauf aufmerksam.

Peter sah gleichgültig da hinüber. „Er gleicht einem englischen Bluthund“, sagte er ruhig, „ein gieriges Gebiß und kein Gehirn! Was mich am meisten quält, ist, daß wir selbst die Hunde liefern, die uns jagen sollen. Aber jetzt fangen wir bald an, unter dem Militär zu agitieren.“ Er sagte gute Nacht und ging nach den Wiesen hinaus, wo er wohnte.

Ellen nahm Belle ganz oben an der Straße in Empfang. „Nun, wie ging es?“ fragte sie gespannt. „Hast Du die Stelle gekriegt?“

Er machte sie ruhig mit dem Sachverhalt bekannt.

Sie hatte den Arm um ihn geschlungen. „Du großer Mann“, sagte sie und sah glücklich zu ihm auf, „wenn Du wüßtest, wie stolz ich auf Dich bin. Jetzt sind wir ja reich, Belle, 35 Kronen die Woche! Freust Du Dich nicht auch?“

„Ja, ich freue mich, daß Du und die Kinder es einmal ein bißchen gut bekommst.“

„Aber Du selbst, Belle, ich finde, Du bist gar nicht so entzückt. Es ist doch eine angenehme Stellung, die Du bekommst!“

„Eine leichte Stellung wird es nicht für mich; aber ich muß sehen, daß ich das Bestmögliche daraus mache,“ erwiderte er.

„Das verstehe ich nicht. Du sollst auf keinen der Fabrikanten stehen; aber das ist ja eine ganz natürliche Folge einer solchen Stellung. Es ist doch auch kein gutes Recht, daß seine Angelegenheiten beaufsichtigt werden.“

(Fortsetzung folgt.)

Fräulein Frydenfant.

Von Karin Michaëlis.

Fräulein Frydenfant ist unterwegs!

Klein und zierlich, behend und lächelnd, mit den kleinen klatternden Seidenknoten schwebt sie anmutig über die Straße. Sie geht über das holprige Pflaster, als tangte sie zwischen Eiern. Ihre Schnürstiefelchen sind aus lackfarbiger Seide; der allerälteste Schuhmacher verfertigt sie für sie allein. Fräulein Frydenfant geht nur aus, wenn die Straßen für lackfarbige Seidenstiefel geeignet sind.

Leicht und grazios schwebt sie die Straße entlang, nicht grüßend nach allen Fenstern hin, unterhält sich mit allen Kindern, streichelt alle Hunde — und flieht erschrocken vor dem kleinsten jungen Mädchen. Sie selbst gleicht eigentlich einem recht verhätschelten Mädchen.

In der rechten Hand hält sie ihren Pompadour. Mit ihren kleinen dünnen Fingern umklammert sie ihn, als wären in seiner schwarzseidenen Tiefe Schätze verborgen.

Für den, der Fräulein Frydenfant nicht kennt, ist nichts Wertwürdiges an diesem Pompadour. Er ist gefällig und nett. Es könnte ein Strickstrumpf darin liegen, ein zusammengefaltetes weißes Taschentuch und ein kleines Portemonnaie aus Saffian. Fräulein Frydenfant selbst sieht mit ihrem süßen Lächeln genau so aus wie irgendeine ehrbare alte Dame, die ihre Nachmittagsbesuche bei Freunden und Bekannten macht.

Und das tut sie auch.

Gerade das tut sie.

Und die Damen der Stadt, die spionierend vor den Fenster spiegeln sitzen und in die große weite Welt hinauspähen, rufen schleunigst den Küchengeistern zu: „Fräulein Frydenfant kommt! Es ist niemand zu Hause!“

Es ist nie jemand zu Hause in den Familien, bei denen die Frydenfanten klingelt. Das heißt, falls ihr Kommen bemerkt worden ist.

Die alte Dame schwebt die Treppe hinauf und klingelt. Das liebliche, menschenfreundliche Lächeln verläßt ihre Lippen nicht. Gibt das Mädchen ihr den Bescheid, daß leider niemand zu Hause sei, dann nickt sie bloß und blickt, viel, vielmals zu grüßen, schleicht dann ganz still wieder hinab und geht in die nächste Einfahrt oder durch die nächste Haustür.

Aber da es ist das Charakteristische für die Frydenfant, daß sie nur so lange, wie es ihr paßt, von Tür zu Tür geht. Es kommt vor, daß sie vor einer Tür vor sich hin nickt, und durch die Tür kommt sie hinein. Keine Macht der Welt kann sie daran hindern.

Wenn das Mädchen auch hier in bedauerndem Ton ihren Bescheid herleierte, sagt Fräulein Frydenfant einfach mit ihrem bezauberndsten Lächeln: „Das macht gar nichts, Kleines. Ich warte gern. Ich hab' ja schon so oft gewartet!“

Und dann zwingt die Frydenfant sich mit sanfter Gewalt an dem Mädchen vorbei. Sie bindet ihr Hutband auf und öffnet ihre Pelerine.

Fräulein Frydenfant lächelt stets gleich holdselig, mag die Stube leer sein, weil man noch eben hat entwischen können, — oder mag die Frau des Hauses beschämt auf dem Fenstertritt sitzen, bereit, tausend Entschuldigungen zu stammeln, wie sehr man sich doch immer wieder über diese dummen Diensthoten ärgern müsse, die auch rein gar nichts verstanden. Denn wenn man auch sonst für niemand zu Hause sei, für Fräulein Frydenfant sei man natürlich doch immer zu sprechen. Ist die Stube leer, dann geht die Frydenfant umher, schnuppert hier und schnuppert da, rückt vor dem Spiegel ihre feinen Lösschen zurecht und die londernschen Spitzen, die sich am Hals immer umlegen. Dann öffnet sie die Tür nach der Küche und sagt: „Ach, Kleine, haben Sie nicht einen Löffel Marmelade für mich? Das Sehen nimmt einen so mit!“ Worauf das Mädchen mit dem ungeligen Tablett erscheinen muß.

Durch alle Schlüßellocher beobachtet man nun, wie Fräulein Frydenfant sich gegenüber dem Tablett mit dem Eingemachten verhält.

Ganz still sitzt sie da und sieht danach hin. Lächelnd, in seligem Borgenuß, wie die Kaze mit der endgültig gefangenen Maus. Auf dem Teebrett stehen Wassergläser, das Körbchen mit den Teelöffeln, kleine Schalen mit verschiedenen Marmeladen und einige Gläser; auch selbstgebadene Näscherlein oder Gewürz Zwiebad vom Väter.

Nun nimmt Fräulein Frydenfant alle Löffel aus dem Korbe und wiegt sie in ihrer Hand, einen nach dem anderen, mögen sie auch alle den gleichen Stempel tragen und zu derselben Stunde bei demselben Silberschmied zur Welt gekommen sein. Einer der Löffel wird ausgewählt und gleitet, mit einem kleinen Wuppich, lautlos und blickschnell in den Pompadour. Keine Miene in Fräulein Frydenfants Gesicht verzieht sich.

Von allen Gerichten nimmt sie sich etwas. Immer nur ein bißchen auf den Teller und ein bißchen auf die Spitze des Teelöffels. Ihr kleiner roter Mund schleckt mit Ergötzen die süßen Sachen. Von Zeit zu Zeit taucht sie den Löffel in das Wasserglas, wenn sie zu einer anderen Sorte übergeht oder sie lehnt sich auf ihrem Stuhl zurück und fängt an, leise vor sich hin zu summen.

Draußen wechseln sich die Hausbewohner ab und überwachen lautlos Fräulein Frydenfants Tun. Aber unverdrossen fährt sie fort zu essen, als ob ihre irdischen Bedürfnisse sich auf Marmeladen und Gelees beschränkten, und als hätte sie achtundvierzig Stunden lang gefastet.

Ohne jeden Uebergang läßt sie schließlich ab von dem Tablett mit dem Eingemachten, mit einem Ruck fährt sie auf — wie die Kaze, die auf dem Sprunge steht —, wittert einen Augenblick umher und steuert dann auf die Stelle zu, wo sich die Wertsachen befinden.

Es gibt Familien, die auf Etageren die schwer staubfrei zu halten sind, förmliche Gestütze von Hunden, Katzen, Hühnern haben, sowie Pantoffeln, Schäferinnen, geflochtene Körbchen und Kuhglocken, alles aus Fayence, Porzellan und Biskuit.

Und andere, die auf den aufgeschlagenen Klappen ihrer Sekretäre ganze Scharen von Spangen, schuppigen und gegliederten Fischen, Nadelbüchsen, Nischläschchen und Löffeln mit eingravierten alten Jahreszahlen aufbewahren, alles aus Silber.

Alle Familien haben ein oder mehrere Platons mit geschliffenen Kristallstöpseln, die mit kölnischem Wasser gefüllt oder leer sind. Diese Platons werden nicht benutzt so wenig, wie die harten Sofakissen und die Damenschreibtische, an denen niemand sitzen kann.

Fräulein Frydenfant steht nun vor allen diesen Herrlichkeiten. Sie atmet tief und selig, eine leichte Röte kommt und geht auf ihren Wangen. Lange und wiederholt nimmt sie alles in Augenschein.

Der Silberfisch zappelt im Pompadour. Kein Fischer kann die Angelschnur so schnell heranziehen.

Und Fräulein Frydenfants dünne Hand preßt die Oeffnung des Beutels so fest wie ein Kind, das einen schleimigen Nal umklammert hält.

Mit reinem, mildem Blick sieht Fräulein Frydenfant sich in der Stube um, bevor sie ins Entree hinausgeht. Hinter dem Schlüßelloch ist jetzt niemand mehr.

„Ja, ich glaube doch, es ist besser, wenn ich mich wieder auf die Strümpfe mache!“ sagt sie und streichelt dem Mädchen die Hand. „Bestellen Sie bitte viele, viele Grüße! Und schönen Dank für die Marmelade! Sie war gut! Wirklich!“

Das Mädchen hilft ihr beim Anziehen der Pelerine und bindet ihr die Hutbänder. Fräulein Frydenfant sieht sie warm an: „Sagen Sie mir Ihren Namen, Kleines, damit ich ihn mir gut notieren kann!“

Das Mädchen sagt seinen Vornamen, aber Fräulein Frydenfant verlangt den Namen ganz. „Man ist ja nun bald recht bejahrt. Und da ist es am besten, Ordnung in seinen Sachen zu haben. Besonders wenn man keine näheren Verwandten hat!“

Das Mädchen muß seinen vollen Namen mit dem Geburtsdatum auf einen Papierstreifen schreiben, den Fräulein Frydenfant dann um den Finger wickelt und später in den Pompadour steckt: „Etwas Großes kann ja nicht für jeden abfallen, wenn man so viele Freunde hat, die man alle bedenken möchte; wenig ist aber immer mehr als gar nichts. Und was wenig für den einen ist, kann für den anderen eine ganze Herrlichkeit sein... Sie haben vielleicht einen Schatz, wie ich mir denken kann?“

„Ja, das Mädchen hat einen Schatz.“

„Da sehen wir's! Da sehen wir's! Ein kleiner Beitrag für die Aussteuer ist nie zu verschmähen! Ja, ja, diese jungen Leute!“ Und nun ist die Freudenfant die Treppe hinabgehuscht, und das Mädchen starrt ihr ganz verbaselt nach. Fräulein Freudenfant hat viel Geld. Fräulein Freudenfant ist reich!

Die Frau des Hauses stellt ihren Verlust fest. Ein silberner Teelöffel ist weg, ein Silberfisch aus dem siebzehnten Jahrhundert und ein Platonstößel.

Den letzteren wenigstens hätte man retten können. Frau Kaffierer Nielsen ist auf die Idee gekommen, Glasstößel zu kaufen und, wenn das Wetter für Seidenstiefelchen geeignet ist, auf Platons und Karaffen zu setzen. Aber man ist vergeblich gewesen.

Dagegen unedle Löffel für Fräulein Freudenfant hinzulegen, wie Justizrats es getan haben, die dann natürlich dem Mädchen die Schuld gaben, das ist so eine Sache. Man kann nie wissen . . .

Die Dame des Hauses öffnet das Geheimfach des Sekretärs, wo sie ihre Lotterielose und ihre falschen Köpfe für die großen Festlichkeiten verwahrt — sonst klatschen die Mädchen darüber! — und entnimmt dem Gefach ein dickes, zusammengefaltetes Dokument, das mit seidenen Schnüren umwickelt und mit weißblauen Siegelad verriegelt ist. Ihr voller Name steht darauf, in Fräulein Freudenfants sonderbarer Schrift geschrieben. Jeder Buchstabe ist wie eine Bigarette für sich, verschlungene Blätter, eine Rosenranke oder ein mit Früchten besetzter Zweig. Und zwischen diesen Buchstaben schwirrt eine Heerde von Stodenzarten Bienen, Käfern, Schmetterlingen und Libellen umher; das alles ist mit der gleichen Fierlichkeit gezeichnet, wie die Kurven in Fräulein Freudenfants seidenen Lösschen.

Dieses Papier ist Tausende wert. Auf sein Konto kann man schon hin und wieder einen Löffel, einen ererbten Silberfisch oder eine Spange opfern . . . Dinge, die man außerdem, wenn man nur genau Buch führt, zurückbekommen kann, wenn Fräulein Freudenfant erst einmal tot ist. Ewig wird sie ja nicht leben.

Niemand kennt die Größe der Summe, aber man kennt den Wortlaut des versiegelten und beglaubigten Schenkungsbriefes.

„Ein Zehntel von allem, was ich hinterlasse!“ So hat Fräulein Freudenfant es bestimmt.

(Schluß folgt.)

Vom Naturforschertag.

Die naturwissenschaftliche Hauptgruppe behandelte am Mittwochnachmittag

„Die Wissenschaft vom Leben in ihrer Bedeutung für die Kultur der Gegenwart“.

Den ersten Vortrag hielt hier Prof. v. Wettstein-Wien. Die Biologie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts läßt sich, so führte er aus, am besten charakterisieren als die Biologie unter dem Einfluß der Deszendenzlehre und speziell des Darwinismus. Die Ueberzeugung von dem entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhange aller Organismen stellte die Verbindung der theoretischen Biologie mit der Medizin, mit der Soziologie, mit der Landwirtschaft, wie überhaupt mit den angewandten Naturwissenschaften her. Die Diskussion über den Entstehungsmodus neuer Organismenformen, die zu einer Revision der Darwinischen Selektionslehre führten, verleiteten manchen dazu von einer „Krisis“ zu sprechen. Aber der wissenschaftliche Betrieb der Biologie zeigt nichts, was mit Recht als Symptom einer Krisis gedeutet werden könnte. Unverrückt steht die Basis, auf der wir im letzten halben Jahrhundert so stolz sind Erfolge zu erzielen, und wenn sich die Methoden ändern, so ist dies nur ein erfreuliches Zeichen dafür, daß die Wissenschaft aus sich selbst heraus ihre Fortentwicklung findet.

Nicht so befriedigend ist das Ergebnis, wenn wir nicht den Betrieb der wissenschaftlich-biologischen Forschung selbst ins Auge fassen, sondern die Beziehungen, die zwischen der Wissenschaft und den weiten Kreisen des Volkes bestehen. Wenn es sich um den Einfluß einer Wissenschaft auf die Kultur einer Zeit handelt, kommt es naturgemäß sehr darauf an, wie die Ergebnisse der Wissenschaft ihre Verbreitung finden. Die geistige Vermittlung zwischen der Forschung und den weitesten Kreisen des Volkes ist gerade für die Biologie von besonderer Wichtigkeit, da hier die naturgemäße Vermittlung durch den Schulunterricht sehr eingeengt ist. Deshalb hat der Biologe allen Grund, der populären Literatur seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der biologischen Literatur im weitesten Sinne des Wortes haften vielfach Schwächen an, da sie die große Masse über den Geist der Wissenschaft unrichtig informiert und den Geschmack des Publikums ungünstig beeinflusst. Die erste dieser Schwächen ist die vielfach hervortretende Tendenz, theoretischen Betrachtungsweisen zu großen Spielraum einzuräumen. Die theoretische Behandlung des naturwissenschaftlichen Materials muß den Schlüsselstein der Tätigkeit des einzelnen bilden und nicht den Beginn. Wir haben allen Grund, ein Ueberwuchern der philosophischen Methode zu bekämpfen. Eine zweite Schwäche unserer populären Literatur entspringt dem Streben, zubielt zu erklären. Wenn wir den Vorträgen mancher populärer Biologen folgen, so hören wir oft eine Fülle von Erklärungen, die manchmal sehr anregend und be-

lehrend erscheinen, und wenn wir fragen, auf welcher Untersuchung, auf welcher Beobachtung beruht denn diese Erklärung, so erhalten wir keine Antwort. Hier sind Ueberreibungen unbedingt zu bekämpfen, nicht nur, weil sie vielach Unerwiesenes und Unrichtiges lehren, sondern auch, weil sie dem Fernstehenden die Meinung beibringen, die Biologie sei eine Wissenschaft, in der Deutungen eine größere Rolle spielen als die Beobachtungen.

Mehr als eine Schwäche jedoch, geradezu ein Vergehen gegen die Interessen der Biologie, ist das so häufig zu beobachtende Streben, dem Wunsch weiter Kreise nach Sensationellem, Ueberraschendem, ja Paradoxem Rechnung zu tragen. Wir leben in einer raschlebigen Zeit; starke Eindrücke sind an die Stelle tiefer getreten, und das in diesem Sinne erzeugte Publikum wünscht eben solche Eindrücke auf dem Gebiete der Wissenschaft. Die Wissenschaft verträgt sich aber mit diesen Wünschen nicht. Der Schaden, der durch den Hang nach Sensationen zugefügt wird, besteht darin, daß das Interesse für weniger Sensationelles und mag es noch so bedeutsam sein, verloren geht, daß das Bestreben entsteht, durch auffeherregende Auserblüdsersfolge eine Stellung im Kreise der Forscher zu erringen. Im Anschluß an das über die populäre Literatur Gesagte knüpft der Vortragende noch einige prinzipielle Bemerkungen über den biologischen Unterricht. Die Eigenart des naturkundlichen Unterrichts an den mittleren Lehranstalten liegt darin, daß er nicht nur Einzelkenntnisse vermittelt, sondern daß er allein Gelegenheit bietet, einige gedankliche Operationen von größter Wichtigkeit zu erlernen und zu üben; er allein operiert nicht hauptsächlich mit Wortbildern, sondern mit Vorstellungen von Dingen, gibt so die Möglichkeit der Schulung im Beobachten, im Gewinnen allgemeiner Sätze aus Tatsachen. Dadurch wird dem Schüler die Ueberzeugung beigebracht, daß die Grundbedingung für jeden Fortschritt auf biologischem Gebiete wie auf naturwissenschaftlichem Gebiete überhaupt Beobachtung und Experiment bildet.

Ueber die Notwendigkeit des biologischen Unterrichts in den höheren Lehranstalten sprach sodann Professor Czerny-Erfahrung, und zwar vom Standpunkt des Arztes aus. Biologisches Denken sei notwendig zum Verständnis der hygienischen Faktoren, z. B. der Reinlichkeit. So manche Stadt hat wunderbare Kirchen und prachtvolle Museen gehabt, ehe sie eine Kanalisation und genügend Anstalten für Kranke besaß. Wären in unserem Bildungsgang die humanistischen Wissenschaften gegenüber den biologischen nicht einseitig bevorzugt worden, so hätte die Entwicklung unserer Städte wohl eine andere Reihenfolge aufzuweisen gehabt. Der Landbewohner erwirbt durch die tägliche Beobachtung der Naturvorgänge mancherlei biologische Kenntnisse, für den Stadtbewohner muß dafür der biologische Unterricht einen Ersatz schaffen. Nur die Unkenntnis der elementaren biologischen Tatsachen erklärt es, daß die humanistisch gebildeten deutschen Studenten geradezu eine führende Stellung im Mißbrauch des Alkohols erlangt haben. Mit Bewunderung sehen wir, wie auf Grund der Erfahrungen in den Kiergärten die alten Käfige verschwinden und wie für die Tiere ein Terrain geschaffen wird, wie sie es für ihr Gedeihen brauchen, weil sie sonst im Käfig degenerieren. Auf die Lebensführung des Menschen sind diese wertvollen biologischen Studien bisher ohne Rückwirkung geblieben. Für unsere Kinder werden die Käfige immer enger. In den Städten gibt es keinen Platz für die Kinder mehr. Aber was nützt uns ein gebildeter Nachwuchs, wenn er körperlich minderwertig ist? An biologisches Denken erinnern wir uns erst, wenn sich krankhafte Verhältnisse einstellen. Deutschland ist bereits so weit, daß die Sorge um den genügenden Nachwuchs austaucht. Sichern wir ihm zunächst einmal freien Raum und bessere Lebensbedingungen, daß er sich kräftig entwickeln kann. Wird die Qualität verbessert, so wird es an der Quantität nicht fehlen. Justus Liebig forderte, daß alle Wissenschaften eine Förderung erfahren, die nicht nur den Geist, sondern auch das materielle Wohl des Volkes heben. In dem Sinne dieses Ausspruches erstreben wir die Förderung des biologischen Unterrichts an den höheren Lehranstalten (und hoffentlich auch an alle Volksschulen. D. Red.).

In ähnlichem Sinne sprach sich auch der dritte Vortragende, v. Gannstein-Berlin, aus.

In der Abteilung für Physik und Elektrotechnik berichtete am Donnerstag Ingenieur Uhlig-Berlin über

Kinematographie der Technik.

Je mehr die Zahl der kinematographischen Theater wächst, desto lebhafter werden die Klagen, daß die Vorführungen, die sie dem Publikum bieten, überwiegend ohne jeden erzieherischen oder bildnerischen Wert sind. Daß die Kinematographie als solche daran nicht schuld ist, haben in neuerer Zeit u. a. die Siemens-Schudert-Werke bewiesen, indem sie kinematographische Aufnahmen in ihren eigenen Fabriken und in anderen, von ihnen elektrisch ausgerüsteten Betrieben machen ließen, die die Vorgänge aus der Technik in bisher unerreichter Vollkommenheit wiedergeben. Allseitig wird anerkannt, daß diese Bilder, die in Berlin und anderen Städten unentgeltlich vor Schülern und Vereinsmitgliedern vorgeführt wurden, einen großen bildnerischen Wert besitzen. Einige dieser Bilder führen in das Gebiet der mechanischen Technologie, um die Verhütung des Eisens und seine weitere Verarbeitung zu zeigen. Auch die Verwendung von Hilfsmaschinen bei der Gewinnung von Rohprodukten wird in diesen Bildern gezeigt. Alle diese Dar-

stellungen sind sicherlich geeignet, in anschaulicher Weise das Verständnis für die technischen Vorgänge zu fördern und dadurch das Interesse für die Technik namentlich bei der Jugend zum Nutzen der technischen Industrie herbeizurufen.

Ueber die Statistik der Kindertuberkulose
sprach in der Abteilung für Geburtshilfe Dr. L. Fischer-Damm. Der Referent wies auf das merkwürdige Verhalten der Tuberkulosesterblichkeit im Gegensatz zur Infektion in schulpflichtigem Alter hin. Die Sterblichkeit erreicht hier, wie bei allen Todesursachen, ihren Tiefpunkt, während die Infektion, gemessen an den tuberkulösen Befunden, unter allen in einer Reihe pathologischer Institute obduzierten Leichen nahezu ihren Höhepunkt erreicht. Entsprechend der geringen Sterblichkeit waren auch die Fälle von tuberkulöser Erkrankung im schulpflichtigen Alter so gering, daß man Fälle von offener Tuberkulose im schulpflichtigen Alter als Seltenheit bezeichnen kann. Diese Feststellungen, die schon mehrere Jahre zurückliegen und anfangs sehr angegriffen wurden, haben inzwischen ihre volle Bestätigung erhalten: die hohe Infektionsziffer durch die Tuberkulinuntersuchungen nach Pirquet, die niedere Sterblichkeit durch Bernhard Fraenkel und die geringe Zahl offener Tuberkulosen durch die verschiedensten schularztlichen Untersuchungen.

In einer Gesamtsitzung der naturwissenschaftlichen und der medizinischen Hauptgruppe, die Donnerstag vormittag stattfand, sprach Prof. Dr. C. Correns-Münster über:

Vererbung und Bestimmung des Geschlechtes.

Der Vortragende betonte einleitend, daß er das interessante Problem vom theoretischen Standpunkt aus behandeln wolle und führte dann weiter aus: nicht nur jedes Geschlecht, sondern auch jede Keimzelle besitzt die Fähigkeit, für die Entfaltung sowohl des männlichen als des weiblichen Merkmalkomplexes zu sorgen. Der Prozeß der Geschlechtsbestimmung besteht in der Unterdrückung der einen Merkmalgruppe zugunsten der anderen. Ueber das Geschlecht des Nachkommen wird aber erst nach der Befruchtung definitiv bestimmt. Die Untersuchungen des letzten Jahrzehnts haben es wahrscheinlich gemacht, daß bei den getrennt-geschlechtlichen Wesen, also bei den Tieren und höheren Pflanzen, schon die Keimzellen eine bestimmte sexuelle Tendenz besitzen, und zwar so, daß das eine Geschlecht nur einerlei Keimzellen bildet, während das andere Geschlecht zweierlei Keimzellen hervorbringt. Danach unterscheidet man homogametische und heterogametische Geschlechter. Die Bestimmung des Geschlechtes des Embryo würde dann bei der Befruchtung und zwar so zustande kommen: die eine Art der Keimzelle des heterogametischen Geschlechtes dominiert mit ihrer Tendenz über die Tendenz der Keimzelle des homogametischen Geschlechtes und es entsteht das heterogametische Geschlecht aufs neue. Die Geschlechtsbestimmung ist also ein komplizierter Vorgang, der in mehrere Phasen zerfällt. Zunächst handelt es sich um die Bestimmung der Tendenz der Keimzelle. Das ist nach allem, was wir wissen, ein Vererbungs Vorgang, und insofern können wir sagen: das Geschlecht wird vererbt. Erst beim Zusammentreffen der Keimzellen bei der Befruchtung fällt dann die Entscheidung über das Geschlecht des Embryo. Die Entscheidung ist meist eine definitive; nur selten läßt sich z. B. unter dem Einfluß von Parasiten die theoretisch stets denkbare Änderung des Geschlechtes nachträglich wirklich beobachten. Welche Tendenzen bei der einzelnen Befruchtung zusammentreffen, entscheidet jedesmal der Zufall, der also bestimmt: männlich oder weiblich. Daß das Geschlechtsverhältnis nicht genau 1 zu 1 ist, sondern in einer für die Spezies oder Rasse charakteristischen Weise zugunsten des einen oder anderen Geschlechtes verschoben ist, hängt wohl von sekundären Einflüssen ab, z. B. von einer ungleichen Widerstandsfähigkeit der Keimzellen oder Embryonen gegen schädliche Einflüsse. Nach dem heutigen Stand unserer Kenntnisse sind also die Chancen sehr gering, daß wir die Geschlechtsbestimmung beim Menschen jemals wirklich in die Hand bekommen werden. Die einzige Möglichkeit scheint noch die, daß das weibliche Geschlecht heterogametisch wäre und die Reifung der Eizellen mit männlicher und mit weiblicher Tendenz in bestimmtem Wechsel erfolge. Wahrscheinlich ist eine solche Reihenfolge aber durchaus nicht. Alles spricht vielmehr dafür, daß nur der Zufall entscheidet, ob das ausgeitohene Ei vorher, das heißt bei der Reifeteilung, die eine oder die andere Tendenz erhalten hat. Damit wäre aber schon bestimmt, ob das Kind dem einen oder dem anderen Geschlecht angehören wird. Es ist ja auch gar kein Grund einzusehen, warum ein komplizierter Wechsel zwischen Eiern von verschiedener Tendenz vorhanden sein soll, wenn der Zufall allein zu demselben Resultat, der Bildung von annähernd gleich viel männlichen und weiblichen Nachkommen, führt. Mangelhafte Gemüter, die von der Entdeckung der willkürlichen Geschlechtsbestimmung den Umsturz der Weltordnung erwarten, glaubte der Vortragende damit trösten zu können: die Einblicke, die in der letzten Zeit in das Wesen der Geschlechtsbestimmung gewonnen wurden, haben uns diesem Ziele nicht genähert, sondern entschieden von ihm entfernt. Und es sieht fast so aus, als ob wir über kurz oder lang vollen Einblick haben und dann beweisen könnten, daß die Bestimmung des Geschlechtes beim Menschen nach unserem Wunsche ebenso unmöglich ist, wie die Quadratur des Kreises oder das Perpetuum mobile.

Ueber daselbe Thema sprach dann noch Prof. Richard Gold-

schmidt-München, der die zelluläre Seite des Problems besonders behandelte.

In dritter Stelle sprach Prof. Walter Straub-Freiburg i. Br. über:

Kleines feuilleton.

Kulturgegeschichtliches.

Chinesische Druckerei. Wer ein Verständnis dafür erlangen will, welche Bedeutung für China die Einführung einer neuen und bequemerer Schrift besitzt, muß eine Druckerei aufsuchen, die für die Herstellung von Büchern in chinesischer Sprache bestimmt ist. Er braucht zu diesem Zweck nicht einmal bis nach China zu reisen, sondern kann in großen asiatischen Sammlungen der europäischen Museen einen Einblick in den umständlichen Betrieb erlangen, den eine solche chinesische Druckerei erfordert. Wenn die Chinesen trotzdem auf diese Errungenschaft stolz sind, so haben sie ein Recht darauf, weil der Buchdruck in ihrem Lande lange vor Gutenberg's Zeiten erfunden und benutzt worden ist. Es verhält sich mit dieser Errungenschaft ebenso wie mit anderen Einzelheiten der nichtchinesischen Kultur, die schon sehr früh geschaffen wurden, dafür aber auch in der Entwicklung völlig oder beinahe stehen geblieben sind. Der älteste bekannte Buchdruck aus China und damit aus der ganzen Welt, der bisher bekannt geworden ist, stammt aus der Zeit der Tangkaiser, die von 518 bis 906 regierten. Diese ehrwürdige Urkunde ist nicht etwa ein ganzes Buch, sondern nur ein einfacher Papierstreifen, der noch heute im Britischen Museum aufbewahrt wird. Derselbe Sammlung enthält dann ein wirkliches Buch, das im Jahre 1099 hergestellt worden ist und in Anbetracht dieses hohen Alters eine erstaunliche Erhaltung aufweist. Die Druckerschwärze erscheint noch ganz frisch, und diese Güte ihres Zustandes erklärt sich angeblich daraus, daß zu ihrer Herstellung Kampfer benutzt wurde. Drei andere Druckwerke, die im 12. und 13. Jahrhundert in Japan hergestellt worden sind, fallen in die Zeit der Sungkaiser. Ein besonderer Stolz der Sammlung ist ein gedruckter Band aus der Zeit der Mongolenherrschaft in China, der die gesammelten Werke eines großen chinesischen Gelehrten enthält. Unter den Mingkaisern, der letzten chinesischen Dynastie des Reiches, die den Mandchu vorausging, erreichte die Buchdruckerkunst eine besondere Höhe, und ihre Erzeugnisse, die etwa in derselben Zeit entstanden als die Buchdruckerkunst in Europa eingeführt wurde, zeichnen sich durch einen hohen Glanz aus.

Aus dem Pflanzenreich.

Eine merkwürdige Herbstblume. Im Herbst sieht man in den Blumenhandlungen häufig eine braune runde Zwiebel auf Gestell oder Tisch liegen, die ohne Erde und Wasser kräftige Blütenstengel treibt, an denen sich hübsche violette oder siederfarbige Blüten entfalten. Diese merkwürdige Treibzwiebel ist eine kultivierte Form unserer Herbstzeitlose (*Colchium autumnale*), deren charakteristische Blüte zur Herbstzeit als letzte Blumengabe des Jahres auf den schon fast gewordenen Wiesen erscheint. Weil die Blume so zur Unzeit blüht, hat sie den Namen Zeitlose bekommen; sie ist noch besonders dadurch bemerkenswert, daß sie im Herbst nur die Blüte treibt, während die Blätter und Früchte erst im nächsten Frühjahr erscheinen. Die alten Botaniker, die das Leben dieser Pflanze noch nicht genau kannten, glaubten, die Früchte erschienen im Frühjahr zuerst, und dann im Herbst erst die Blüte, und sie nannten die sonderbare Pflanze daher „Filius ante patrem“ („Der Sohn vor dem Vater“). Die Pflanze soll aus Kolchis am Schwarzen Meer stammen, weshalb sie den botanischen Namen *Colchium* erhielt. Nach einer alten griechischen Sage bereitete Medea nach der Rückkehr der Argonauten einen Zaubertrank, um dadurch den alten Jason, den König von Iolkos, zu verjüngen. Von diesem Zaubertrank fielen einige Tropfen zur Erde, und aus ihnen entsproß die Herbstzeitlose. In späteren Zeiten wurde die Herbstzeitlose noch häufig zu Gift- und Zaubertränken benutzt, denn die Knolle birgt ein sehr heftiges Gift, das *Colchicin*.

Durch die Kunst des Gärtners ist nun die Herbstzeitlose in so hohem Grade kultiviert worden, daß sie trocken, ohne Topf, ohne Erde und ohne Wasser blüht, man braucht die Zwiebel nur irgend wohin zu legen, wo sie Licht hat, dann entwickelt sie ihre Blüte ganz von selbst. Ja, sogar ohne Licht bilden sich die Blüten vollkommen an der trocken liegenden Zwiebel, in diesem Falle allerdings farblos. Es dürfte kaum ein zweites Gewächs bekannt sein, das ohne irgendwelche Pflege so kräftige, zahlreiche und schönfarbige Blüten hervorbringt, wie dieses *Colchium*. Im Freien wie im Zimmer hat die merkwürdige Blume daher eine große Zahl von Verehrern gefunden; ihre Entwicklung überrascht um so mehr, als die braune Zwiebel in der ersten Zeit einen gänzlich leblosen Eindruck macht.

Die Blütezeit des *Colchium* fällt in die Monate September und Oktober. Kurz nach dem Abblühen kann man die noch völlig wurzellose Pflanze in einen nicht zu kleinen Blumentopf mit nahrhafter, am besten mit Torfmoß vermengter Erde setzen. Man erhält dann bei anfänglich schwächerem, später starkem Gießen im Winter eine kräftige Blattpflanze mit großen, glänzend grünen, unregelmäßig eiförmigen Blättern, die dem winterlichen Blumentisch zum Schmucke dient.